

Anton Marku

SAMMLER DES REGENS

Gedichte

Plattform Verlag Perchtoldsdorf, Wien 2021, 112 Seiten

ISBN 978-3-9504954-8-5

Der Band vereint knapp 100 Gedichte, bei denen 20 Zeilen schon lang sind, und alle Zeilen auf allen Seiten bestehen ihrerseits nur aus wenigen Wörtern. Damit wird deutlich, dass hier Gedichte buchstäblich als das Verdichtete begriffen werden. Entscheidend erscheint damit nicht das Beschriebene – obwohl es auch das in aller Kürze gibt –, sondern stets der Gedanke, der sich an ein einer äußeren Situation festmachen mag oder Erlebtes einzuordnen versucht oder etwas Gesehenes weiterspinn.

Es sind in der Regel melancholische Imaginationen, die eine Welt beschreiben, in der vieles aus dem Lot geraten ist. Das Faktische berichtet fast ausnahmslos von Schwerem, das, so will es scheinen, von konkreten Situationen ausgehend psychisch in die Tiefe zieht. Das Gegenmittel besteht im Schreiben: indem Marku Worte findet, bindet er das (Auf-)Gefundene und kann es vor uns hinlegen. Dabei werden Krieg, Not, Tod und Entfremdung direkt angesprochen, doch stets im Versuch, Assoziatives einzubinden: Gerade das immer Knappe weist in eine Art übergeordneten Denkraum. Und in diesem sind sie dann untergebracht, die *Verse, die nicht sterben* (wie das längste Gedicht heißt, das sich auf Homers „Odyssee“ bezieht [98,99]). Diese wiederum erlauben eine erweiterte Perspektive: *Hinter meinem Rücken / ein schwarzer Schmetterling / öffnete seine Arme / und maß meinen Schatten // Ich ging aus dem Körper heraus, / um selbst zu sehen, / wie ich von außen aussehe* (Seite 32).

Auf dieser Basis entsteht keine Lyrik im engeren Sinn, die Prosa bleibt nahe, wie es ebenfalls die Sprache vermittelt. Sie kommt nicht poetisch daher, sie bleibt dem Alltäglichen verbunden. Diese Nähe mag mit der Herkunft Markus' aus dem Kosovo in Verbindung stehen, indem hier das Albanische „nur“ Herkunft ist, weil nicht übersetzt, indem die Gedicht-Texte offenbar von vornherein in Deutsch formuliert werden. Dadurch gibt es „andere“ Wortstellungen (die an die romanische Abfolge von Subjekt, Objekt etc. erinnern), etwa im Motto *Jetzt nur noch*

der Regen kann uns retten (Seite 65), dadurch kommen aber auch kleine Fehler ins Spiel, die das Verständnis über das inhaltlich Gemeinte hinaus leicht erschweren können *Nichts anderes / verliert sich / wie mich in dir* (aus „Rothaarige“, Seite 41). Nachdem zwei Lektorinnen, die zudem eine Einführung beisteuern, sich mit den Texten befassten, fragt man sich, inwieweit solche (letztlich sich summierenden) sprachlichen und grammatikalischen Ungenauigkeiten übersehen oder vielleicht sogar gezielt belassen wurden, um die Mischung aus Gewohntem und Fremdartigem sozusagen nonverbal zu illustrieren. Wie auch immer: es verbleibt im Sprachlichen der Eindruck einer Art von Schwebезustand, und es wird interessant sein, wie die nächsten Gedichte des sehr schreibfleißigen Marku sich präzisieren werden.

Anton Marku, Martin Stankowski

WO WAREN WIR STEHEN GEBLIEBEN?

Vom Balkan nach Wien und zurück

Erzählungen aus den Kriegs- und Nachkriegszeiten

Plattform Verlag Perchtoldsdorf, Wien 2021, 126 Seiten

ISBN 978-3-9504954-9-2

Das geschriebene Wort möge zum Leben erweckt werden (Seite 49). Ich meine, dieser Satz, den der Autor einem Autor in den Mund legt, könnte das Motto für das Buch abgeben. Denn Marku spricht mit seinen Lesern. Das hat nicht nur mit einer gerne gewählten Ich-Form des Erzählens zu tun. Da ist der Inhalt, der sich im Großen und Ganzen an der Alltagswelt orientiert (wenngleich das Schachspiel eine gewisse erhöhte Bedeutung besitzt). Da ist auch die Sprache, die sich an der Alltagsform orientiert.

Allerdings braucht es dafür einen Vorlauf, der etwa heißen könnte: Um etwas zu schreiben, muss ich beobachten. Deutlich wird dabei: Anregungen, Inspiration findet Marku jede Menge, allerdings ist nicht alles ihm einer Beachtung wert. Er gibt acht, und zwar genau: Er wählt aus, was er ins Auge fasst, weil er darüber nachdenken will. Da darf das salopp unreflektierte Nachgeplapperte nicht fehlen, da werden Vorurteile nicht ausgespart. Aber fürs Einordnen braucht es mehr.

Das beginnt damit, dass das Einseitige eben nicht ausreicht, deshalb ist die Dialogform (siehe eingangs) notwendig und wird bei Marku zentral. Dazu braucht es nicht unbedingt mehrere Personen, es mag ausreichen, dass einer in seinem Bericht gehörte andere Aussagen einbindet oder im Nachdenken alternative Gedanken einfließen lässt.

Das wiederum bedeutet dann, dass das Normale nicht normal sein muss. Entweder sind die äußeren Umstände verändert, wie es bei den prägenden Geschehnissen auf dem Balkan in den 1990er Jahren der Fall ist. Oder die erlebte reale Wirklichkeit entspricht nicht den eigenen Erfahrungen, wie es den von „auswärts“ Gekommenen in Wien geschieht. Die Alltagswelt, die sich scheinbar schlicht beschreiben lässt, wird dadurch mehrschichtig, sei es dank verschiedener Akteure (besonders ausgeprägt in der längsten Geschichte „Viele Gesichter einer Stadt“, Seiten 37–53), sei es aufgrund der Vergangenheit, die nicht beiseitegeschoben werden kann (expressis verbis in „Das Wiedersehen“, Seiten 26–34), sei es in den kaum einmal ausbleibenden Vergleichen (sogar in mehrfacher Hinsicht wie in „Die Nachbarn“ Seiten 64–70).

Natürlich, man könnte mit Recht sagen, hier ist einer, der zeigt, wie sich ein Migrant einrichtet, in der Auswanderung und damit zugleich in der (nur) ihm eigenen Geschichte. Genauso gälte es festzustellen, wie sich ein Fremder assimiliert und damit in eine neue Heimat hineinwächst, ohne dass diese ihm hundertprozentig selbstverständlich zu werden vermag. Beides ist richtig und trifft den erzählerischen, den oft nacherzählenden Charakter der Beiträge. Aber beides trifft nicht unbedingt ins Schwarze, weil es den roten literarischen Faden hintan lässt. Die Einheit der verschiedenen „Gegebenheiten“ der Stücke liegt in einer sprachlichen Version, die bei aller Direktheit der Szenen über sie Hinausgehendes vermitteln will. Ich meine, den Hinweis, um was es dabei geht, hat wieder Marku selbst in einem schlichten Satz gegeben: *Das Leben erhält die Farben, die wir ihm geben* (Seite 79). Farbiger, das weiß man nach dem Lesen des Buchs, ist nicht bunt. Die Palette ist nicht breit, aller „Auftrag“, alle Wirkung bleibt gedämpft. Aber gerade dadurch verweist die Tonigkeit auf eine stete Mischung, die angesprochen, ja teilweise nur angetippt wird und bei der (im literarisch positiven Sinn) es des Anteils des Lesers bedarf, sich darauf einen umfassenderen Reim zu machen.

Martin Stankowski